

Der Pfarrkranz [Fortsetzung]

Autor(en): **Schmitthenner, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 45

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647895>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 45
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
5. November
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Herbstnacht.

Von Helmut Schilling.

Kälte senkt sich aus den Sternen
In die klare Nacht hinein;
Sie durchfließt der Kluren Breite,
Und in ungebeurer Weite
Bis in alle Himmelsfernen
Überschauert sie das Sein.

Schwarze Bäume stehn und starren,
Rings umglüht von Rot und Rost.
Doch die steifen Blätter hangen
Müde in verschwiegenem Bangen
An den Ästen, und sie harren
Reglos auf den letzten Frost.

Bis sie endlich niedergleiten,
Sanft und still in ihrem Fall,
Stund um Stunde, bis am Morgen
Sie sich alle tief geborgen,
Und die frostdurchstarrten Welten
Wieder atmen rings im All.

Der Pfarrkranz.

Erzählung von Adolf Schmitthener.

2

Ich ließ zufällig meine Blicke an der Wand unseres Hauses hinaufgleiten und sah, wie der schwarze Schreden seinen Kopf aus jenem quadratförmigen Fensterchen streckte, das weniger als jedes andere Fenster des Hauses zum Hinausschauen bestimmt war. Nachdem er uns mit teuflischem Grinsen betrachtet hatte, zog er seinen Kopf wieder zurück.

„Ich glaube, daß sie etwas Arges vorhaben“, sagte ich sorgenvoll zu meiner Schwester.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich die Tür, und mein kleinster Bruder schleppte unsers Vaters hohen, dreibeinigen Studierbock in den Hof und stellte ihn außer Stoßweite vor unsre Festung. Der Bengel schaute uns schadenfroh an, aber sprach kein Wort und verließ das Höfchen.

Was das bedeuten soll? fragten wir uns und schüttelten die Häupter. Wie der delphische Dreifuß stand der Studierbock geheimnisvoll und drohend in der Mitte des Hofes und wartete auf seine Pythia.

Und seine Pythia kam. Die Tür fuhr auf, und seltsame Worte murmelnd zogen die Angreifer heraus, einer hinter dem andern, in feierlichem Schritt. Sie trugen keine Waffen, ihre Arme waren übereinandergeschlagen. Der weiße Schreden ging an der Spitze.

Neugierig und erwartungsvoll schauten wir hin. Die Prozession umwandelte langsam den Hof, dann bückten sich rasch die zwei stärksten Buben, packten den weißen Schreden an seinen zwei Beinen und hoben ihn auf seinen Thron, von wo er in jeden Winkel der Festung spähen konnte.

Er machte allerlei Faxen mit den Armen und rief mit einer Grabesstimme:

„Ali-Pascha beschwört die Geister von Jerusalem!“
Ein höhnisches Geschrei war unsre Antwort.

Aber bald war uns Triumphgefühl und Lachen vergangen. Zum drittenmal öffnete sich die Tür, und der schwarze Schreden erschien. In der rechten Hand hielt er vorsichtig ein unennbares Gefäß, in der linken Hand eine langstielige rundköpfige Bürste, jenes unberufene Hausgerät, das nur bei einem Umzug sein Gefäß wechselt und von dem deshalb auch bei sonstiger Unordnung alle Hausgenossen wissen, wo es sich befindet.

Bei diesem Anblick erhoben wir ein Geschrei der Entrüstung, des Abscheus, wütendsten Protestes. Aber was half es? Der schwarze Schreden reichte seinem Gebieter ehrfürchtsvoll die Bürste, dann kniete er nieder und hob mit beiden Händen das Gefäß in die Höhe. Der weiße Schreden tauchte die Bürste hinein, und unter dem Rufe: „Ali-Pascha beschwört die Geister von Jerusalem!“ begann er zu spritzen.

Noch nie haben menschliche Stimmen ein solches Geschrei erhoben wie die Belagerten in diesem Augenblick. Aber im nächsten Augenblick waren sie stumm, geduckt und verschucht, die Zopfträgerinnen hatten den Kopf über den Kopf gezogen und krochen in den Winkeln herum. Und wer mit den Augen zwinkerte und wieder hinein sah, der fand die ganze Festung menschenleer: die Verteidiger hatten sich in ihre Zitadellen versteckt. Meine Schwester mit drei andern stak im Entenstall und ich selbst im Schweinestall.

Jetzt war es an den Belagerern, ein Triumphgeschrei zu erheben. In aller Gemütsruhe, von niemand behelligt, knüpften sie die Seile auf, öffneten das Gattertor, zerstörten die Bastionen und Schanzen, trugen unsre Waffen

hinaus, und wir ergaben uns auf Gnade und Ungnade, unter der einzigen Bedingung, daß die so schauerlich zusammenwirkenden Bestandteile der Höllenmaschine unverzüglich in ihre Behausung gebracht würden. Das besorgte denn auch der schwarze Schreden. Dabei schüttete er sich aus vor Lachen und rief ein Mal über das andre: „Ihr Esel, es war ja gar nichts andres als Brunnenwasser!“

Wir standen nun etwas abgespannt beieinander und schöpften neue Lebensgeister. Die Pfarrmagd brachte einen großen Korb voll Butterbröttern, die wir stehend verzehrten. Zugleich rief sie meine Schwester hinauf in den oberen Stock, damit sei den Tisch fürs Abendessen gedeckt.

„So, das ist recht“, sagte der rote Schreden, als meine Schwester fort war, und sein gelber Bruder fragte mich: „Gehst deine Feuerspritze noch, die dir deine Patin zu Weihnachten geschenkt hat?“ — „O ja“, sagte ich, „die ist noch wie neu.“

„Ich weiß etwas“, rief der gelbe Schreden. „Unter dem Bügeltisch in euerm Hausgang stehen die Weinflaschen. Wir holen ein paar, schütten Wein in deine Feuerspritze und dann spritzen wir uns in den Magen.“

„O pfui!“ rief Berta. „Das gefällt mir gar nicht. Da war's vorhin viel tausendmal schöner.“

„Wißt ihr was?“ rief ich, „wir wollen Nachtwächter spielen. Ich bin der Nachtwächter.“

„Ich auch“, bat Berta.

„Du bist mein Gehilfe Ferdinand“, sagte ich zu ihr, „du darfst mein Horn tragen.“

Alle stimmten zu. Wir war es zwar nicht ganz wohl dabei. Denn wenn auch nur Onkels Buben und wir beieinander waren, ging es fürchterlich wild bei diesem Spiele zu; was sollte jetzt erst werden, wenn der Kranzschreden dabei war? Aber die Gelegenheit war günstig, niemand von den Erwachsenen hatte Zeit, uns zu wehren. Im oberen Stock, wo die Familienzimmer und die Küche waren, wimmelte es von Menschen; aber im unteren Stock waren wir unbehelligt. In der Studierstube saßen die Herren beieinander und besprachen den Sonntagstext. Die ließen sich nicht stören, wenn's auch ein wenig laut zuging. Ihnen gegenüber auf der andern Seite des Ganges war die große Gaststube. Die war gerade recht für unsre Zwecke. Es standen unsre zwei Gastbetten drinnen, zwei Kleiderschränke, ein Ofen, ein runder Tisch und drei Stühle, hinreichend viele Gegenstände, um Hindernisse und Ueberraschungen zu bereiten. Allerdings, es hatten die Pfarrfrauen darinnen abgelegt, der Tisch und die Betten waren bedeckt mit Frauenhüten, Schals und Mantillen. Aber ich dachte nach meiner Gewohnheit: „das schadet nichts“, und so zogen wir denn in die Gaststube, um Nachtwächter zu spielen.

Nachtwächter ist die Krone aller häuslicher Spiele; nur muß man dabei das Wort „häuslich“ lediglich im örtlichen Sinne verstehen. Zur Förderung des Hauswesens dient das Nachtwächterspiel weniger, und es ist ratsam, daß es an einem Nachmittage gespielt werde, wo Vater und Mutter ausgegangen sind. Die Eltern kommen dann mit einem Schreden davon.

Onkels Buben und wir Geschwister haben den Ruhm, es erfunden zu haben. Ich erinnere mich noch wie heute. Es war an einem Silvesterabend, und später spielten wir Poch, tranken Punsch und aßen Lebkuchen.

Zu diesem Spiele ist nichts anderes notwendig als ein geräumiges Zimmer mit einer handfesten und standhaften Einrichtung und ohne Rippesachen. Sehr nützlich ist es, wenn die Möbel rund sind und der Ofen von Porzellan.

Das Zimmer wird von innen verriegelt, dann werden die Fensterläden verschlossen und alle Schlüßer und Ritzen sorgfältig verstopft, so daß es stichdunkel wird. Die Gesellschaft ist in drei Teile geteilt. Die Mehrzahl sind friedliche Bürger der Stadt, die in ihren Wohnungen des Schlafes pflegen, im Wirtshause bei ruhigem Gespräch zusammen sitzen, oder sich nach dem Nachtessen auf ein Stündchen zur Vorstübchen besuchen. Eine kleine Zahl verwegener Gesellen sind die Diebe, die Einbrecher, die Lärmmacher — die Hefe der Gesellschaft. Der Nachtwächter und sein Gehilfe vertreten dagegen die bürgerliche Ordnung; ihre Pflicht ist, die Bösen zu strafen und die Guten zu schützen. Spielregeln gibt es keine, als daß man nicht fragen und nicht beißen darf, und daß es keine andern Dolche, Messer, Hellebarden und Brecheisen gibt als die fünf Finger der Hand. Alles andre ist erlaubt. Die Entwicklung des Spiels ist ganz und gar der Eingebung des Augenblicks anheingegen. Aus ist es, wenn die Nachbarn an die Fensterläden pochen, weil sie meinen, es sei Feuer im Hause ausgebrochen, oder wenn des Vaters nächtliche Stimme draußen befiehlt, daß augenblicklich aufgeriegelt werde.

In aller Stille begaben wir uns in das Zimmer, schlossen zu, machten schwarze Nacht, und jeder tat nun das Seine. Der schwarze und der rote Schreden, zwei Onkelbuben und mein kleinster Bruder waren die Spitzbuben. Sie verkrochen sich in ihre Lasterhöhlen und warteten ihre Zeit ab. Ich war der Nachtwächter, und die kleine Berta war mein Gehilfe Ferdinand, der mein Horn hinter mir her zu tragen hatte. Wir standen an der Tür und lauschten in die Finsternis, um uns nachher in den Gassen und Schlupfwinkeln der Stadt zurechtzufinden. Die elf übrigen waren die ruhigen Stadtbewohner. Etliche legten sich zur Ruhe und schliefen den Schlaf der Gerechten. Der weiße Schreden erklärte sich als Wirtschaft zur Kanne und führte mit veränderten Stimmen ein Gespräch der Inassen, sein gelber Bruder lag hinter dem Ofen als Pfarrfamilie von Fremersbach.

Jetzt ging es los.

„Komm, mein Gehilfe Ferdinand, wir wollen den Rundgang beginnen. Schade, daß unsre Laterne ausgegangen ist, und wir hätten sie gerade heute so nötig, denn viel verdächtiges Gefindel treibt sich in der Stadt herum.“

„Nachtwächter, mich hat eben jemand gezupft.“

„Das war ein Spitzbube. Wenn dich wieder jemand zupft, dann dreh dich rasch um und pack ihn fest.“

„Nachtwächter, mich hat wieder jemand gezupft, und mein Zopfbendel ist mir gestohlen worden.“

„Mein Gehilfe Ferdinand, um solche Kleinigkeiten wie Zopfbendel kümmern wir uns nicht. Auch mich hat jemand soeben am Bein gekrabbelt. Gib mir das Horn!“

Nun tutete ich elfmal und sang:

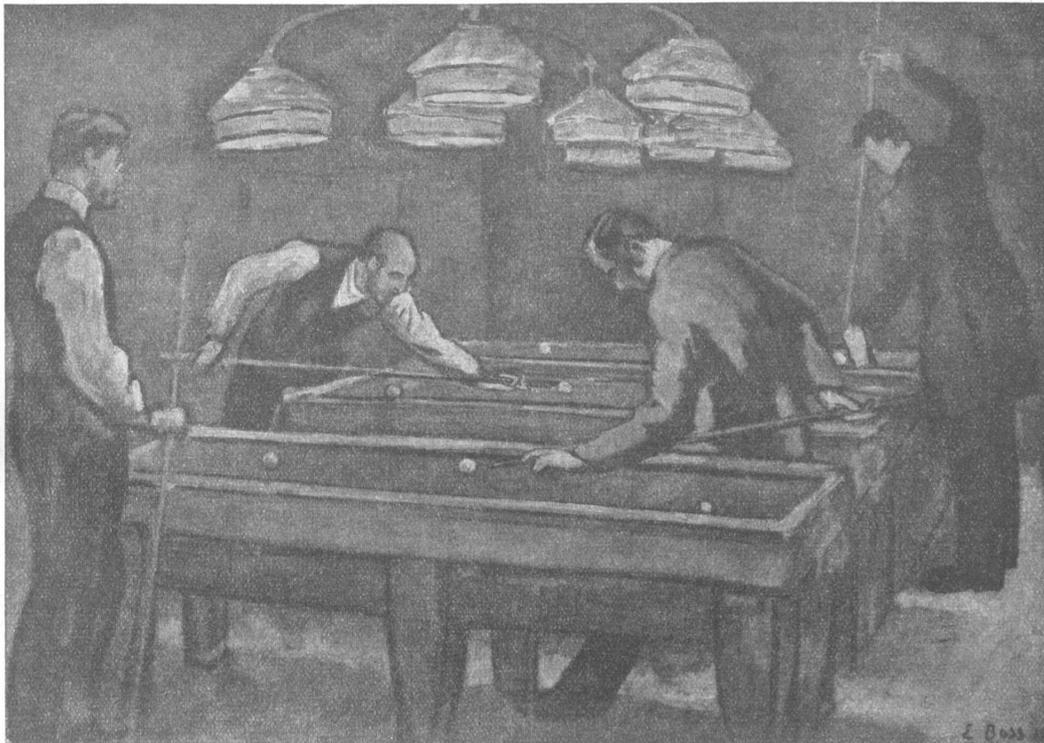
„Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen

Die Glod' hat elf geschlagen.

Verwahrt das Feuer und das Licht,

Daß der Stadt kein Schaden geschieht!

Wohl um die elfe!“



Eduard Boß: Die Billardspieler. (Berner Kunstmuseum. Siehe Aufsatz Seite 712.)

„Hier, nimm das Horn, Ferdinand. Wir gehen jetzt in das Gasthaus zur Kanne, Feierabend zu bieten. Guten Abend, meine Herren, Feierabend!“

Im Gasthaus zur Kanne saßen der Schnapsphilipp, der alte Hub und der Kannenwirt beieinander und unterhielten sich. Nach langem Hinundherreden und rührsamem Abschied trollten sich der Schnapsphilipp und der alte Hub nach Hause, und der Kannenwirt legte sich aufs Ohr.

Wir gingen nun weiter und kamen vor das Pfarrhaus.

„Wollte Gott“, sagte der Nachtwächter, „es ginge in jeder Familie so fromm und liebevoll zu wie hier.“

„Liebe Emilie“, so hörten wir, und der Halunke, der gelbe Schreden, ahmte die salbungsvolle Stimme seines eignen Vaters täuschend nach. „Liebe Emilie, wir wollen jetzt den Abendsegen beten, und dann wollen wir uns in Gottes Namen zur Ruhe begeben.“

Während die Pfarrfamilie ihr Abendlied sang, fingen der Schnapsphilipp und der alte Hub auf ihrem Heimweg zu johlen an.

„Holdrio! Holdrio!“

„Welch abscheuliche Ruhestörung! Ferdinand, mein Gehilfe, laufe das Brunnengäßchen hinunter, da kommst du den Lämmeln entgegen, ich fasse sie von hinten.“

Auf einmal schrie es vom hintersten Winkel der Stube her: „Hilfe! Diebe! Räuber! Bei uns wird eingebrochen; sie tragen den Kassenschrank fort! Bürgerhilf! Mordioo!“

„Daß die Lotterbuben laufen, Gehilfe Ferdinand“, rief ich, „dort sind wir nötiger, es handelt sich ums Leben!“

Wir stürzten uns auf einen Knäuel, der sich in der Finsternis zwischen einem Bett und dem Tisch auf dem Boden wälzte.

„Auf ihn! Es ist der Nachtwächter!“ rief der rote Schreden. Ich fühlte mich an den Beinen gepackt und unter den Tisch gezogen, zugleich aber auch umwickelt und umschnürt von der Tischdecke, die einer der Räuber zugleich mit meinen Hosen erwischt hatte. Als ich meine Arme befreit hatte, war das erste Ding, das ich ergriff, ein gequetschter Kapottehut. Ich schleuderte ihn in die Nacht und rief:

„Ferdinand, mein Gehilfe, gehe von Haus zu Haus und hole alle ehrlichen Leute zur Rettung herbei.“

Ich kauerte in einer Fensternische und sah in einem schwachen Dämmerungsschimmer, der vom andern Fenster in die Stube fiel, wie die Räuber die Tischdecke, die Halstücher, die Hüte und alles, was auf dem Boden herumlag, als willkommene Beute unter das Bett warfen und stopften.

Unterdessen tastete sich Berta in der Stube herum und beschwor alle finsternen Winkel, dem Nachtwächter zu Hilfe zu eilen.

Der erste lebendige Mensch, den sie packte, war die Wirtin zur Kanne. Der Schnapsphilipp und der alte Hub hatten sich wieder zum Herbergsvater zurückgegeben, und die drei schimpften unflätig auf die hohe Obrigkeit.

„Du“, flehte die kleine Berta, „komm doch und hilf dem Nachtwächter!“

„Dem Nachtwächter? Der Kukud soll ihn holen!“ schrie der weiße Schreden, und wundersam klang durch seine Stimme das dreifache Hohngelächter der Zechkumpane.

Und die Gastwirtschaft zur Kanne machte sich auf, ging von einer Tür zur andern und schrie:

„Achtundvierzig Jahre währt die Knechtschaft schon, Nieder mit die Hunde von die Reaktion!“

„Wer kein ehrlicher Mann ist, der folge uns nach!“

Und alle, alle wollten Spitzbuben sein! Kein einziger, der für Recht und Unschuld eintrat!

Umsonst, daß Ferdinand, mein Gehilfe, die zwölfte Stunde blies und dazu sang:

„Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen,
Der Nachtwächter wird verschlagen!“

Niemand wollte dem alten Nachtwächter helfen. So gar die fromme Pfarrfamilie schlug sich zu den Gaunern, und derselbe Mund, der vorhin den Abendsegen gesungen hatte, brüllte jetzt:

„Wir sind die Spitzbuben, wir,
Wir können nichts dafür,
Daß wir so sind.“

Unterdessen war Berta auf ihrem Rundgang bis zu mir gelangt und wollte mir klagen, daß alle abtrünnig geworden seien.

„Sei still!“ flüsterte ich. „Wir müssen uns verstecken! Die Uebermacht ist zu groß.“

Und ich nahm sie, hob sie in die Höhe und ließ sie auf dem Bette nieder, unter dem die Räuber ihre Beute versteckt hatten. Ich selbst schlüpfte zwischen dem Ofenschirm und dem Ofen hindurch und verkrach mich in dem Winkel hinter dem Bett, der durch die Höhlung einer ungebrauchten Tür gebildet wurde.

„Ferdinand, mein Gehilfe, hier sind wir ganz sicher. Das ist ihr Raubnest, hier vermuten sie uns nicht.“

„Nachtwächter!“ flüsterte Berta bellommen. „Du hast mich in meiner Mutter ihren Hut hineingesetzt.“

„Das schadet nichts.“

„Doch. Es hat so arg gekracht.“

„Wenn etwas zersprengt wird, kracht es immer.“

„Aber er war ganz neu.“

„Das schadet nichts, ihr seid wohlhabende Leute.“

„Aber er ist kaputt.“

„Bei einer Revolution geht manches kaputt; wenn nur die Güter des Vaterlandes gerettet werden.“

Unterdessen hatten die Gauner und Aufwiegler alles nach uns vergeblich durchsucht und fingen an, die Geschichte langweilig zu finden. Um so größer wurde ihr Geschrei:

„Nachtwächter 'raus! Nachtwächter 'raus!“

Da pochte es plötzlich von außen an die Tür, und meines Vaters Stimme rief:

„Still da drinnen! Wir haben Textbesprechung, und keiner versteht den andern bei euerem Geschrei.“

Es war mäuschenstille geworden. Der gelbe Schreden hatte schnell ein Fenster und einen Laden geöffnet und sagte: „Wir reißen aus.“

„Macht auf!“ rief mein Vater. „Wird's bald? Macht auf!“

„Nur schnell zum Fenster hinaus! Ich bleibe hier, und wenn ihr alle fort seid, öffne ich die Tür.“

Und nun stiegen sie nacheinander eifertig und still zum Fenster hinaus. Als alle draußen waren, öffnete der gelbe Schreden auch noch den andern Laden, strich die Betten zurecht, ohne die kleine Berta zu finden, die sich hinter das Deckbett an die Wand gedrückt hatte, stieß einen der Frauenhüte, der zu weit vorn lag, mit dem Stiefel unter die Bettlade, und dann schob er den Riegel zurück.

Mein Vater trat herein und sah sich erstaunt um. „Hier sieht es ja ganz ordentlich aus“, sagte er. „Wo sind denn die andern?“

„Sie sind durchgebrannt. Dort zum Fenster hinaus“, antwortete der gelbe Schreden.

„Warum sind sie denn durchgebrannt?“

„Weil sie Angst gehabt haben.“

„Warum haben sie denn Angst gehabt?“

„Weil sie so arg geschrien haben.“

„Warum habt ihr denn so gräßlich geschrien?“

„Weil wir Nachtwächter gespielt haben.“

„Hast nicht auch du geschrien?“

„Ich weiß es nimmer.“

„Du weißt es nimmer? Nun, hole die andern, und geht dann miteinander hinauf zum Nachteffen.“

Nachdem diese Unterredung vorüber war, wurde es still im Gemach. Wir blieben noch ein Weilchen regungslos in unserm Versteck. Dann hob ich vorsichtig den Kopf und schaute ins Zimmer. Es war leer.

„Komm“, sagte ich, „wir wollen zum Essen.“

„Was gibt es denn?“

„Knackwürste und Kartoffelsalat. Magst du das?“

„Nicht besonders. O weh, wie sieht der Mama ihr Hut aus!“

„Das schadet nichts. Wir machen das Bett wieder schön. Hilf mir ein wenig! So. Und jetzt stecken wir den Hut ein bißchen zusammen. Da hab' ich eine Sicherheitsnadel an meinen Hosen, mit der machen wir den Hut wieder schön. Vielleicht merkt sie's erst unterwegs.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Berner Kunstmuseum.

Das Berner Kunstmuseum hat in den letzten Jahren wertvollen Zuwachs bekommen und zwar sowohl durch Legate und Schenkungen wie durch Ankäufe. In einem reich illustrierten „Bericht“*) gibt Herr Dr. C. v. Mandach, der verdiente Konservator unseres Kunstmuseums, einen ausführlichen Ueberblick über diesen Neubestand.

Durch Legate kamen im Berichtsjahrfünft in den Besitz des Museums Bilder von Albert Anker („Alter Mann“, Aquarell, „Junges blondes Mädchen“), Frank Buchler („Jünger Aeppler“), Max Buri (Studie), Benjamin Bantier („Der Bucherer“), Fr. Dietler und R. Fr. Zrnjinger, nebst einer Büste von Johann Boffard aus dem Nachlaß von Bundesrat R. Scheurer.

Zahlreiche Schenkungen kamen dem Museum in diesen Jahren zu. Wir können hier raumes halber nur die wichtigsten nennen: Im Jahre 1926 überließ Herr Direktor Oskar Müller, Biberist, dem Museum eine weibliche Porträtstudie (1916) von Cuno Amiet, im folgenden Jahre kam dazu noch aus dem gleichen Besitz ein Delgemälde „Torse de femme“ von B. Valloton und 1928 das Werk „Das Weib“ von Cuno Amiet, das leider beim Münchener Brand zerstört wurde. Im gleichen Jahre schenkte C. Amiet bei Anlaß seiner Jubiläumsausstellung dem Berner Museum seinen Entwurf zu „Adam“ des Lausanner Wettbewerbes. 1929 erhielt das Museum von einem Geber, der unbekannt zu sein wünscht, zwei wertvolle mittelalterliche Holzplastiken, einen „Bischof“ und eine „Maria mit Jesuskind“; ferner als Leihgabe zwei ähnliche kirchliche Pla-

*) „Bericht des Vereins der Freunde des Berner Kunstmuseums 1926-1930.“ Mit 30 Tafeln. Wir entnehmen der Schrift die Illustrationsprobe Seite 711 hievor, zu der uns das Kunstmuseum in freundlicher Weise den Druckstoß zur Verfügung gestellt hat.